

## Nutzen, was da ist – Erfahrungsräume für ökologisches Wirtschaften als Beitrag zur Transformation

Corinna Vosse<sup>a</sup>, Dieter Haselbach<sup>b</sup>

<sup>a</sup> Akademie für Suffizienz, corinna.vosse@posteo.de; <sup>b</sup> Zentrum für Kulturforschung

**Zusammenfassung:** Obwohl Wissen über das Ausmaß der Gefährdung menschlicher Existenz durch die Überlastung von Ökosystemen zugänglich vorliegt, findet ein Wandel in Richtung einer nachhaltigeren Gesellschaftsorganisation nicht statt. Zwar entstehen in der Nische weniger ressourcenaufwendige Konsum-Praktiken, auch gibt es technische Lösungen mit weniger materiellem Verbrauch. Dies bewirkt aber keine Richtungsänderung.

Wie kann es zur notwendigen Richtungsänderung kommen? Gesellschaftlicher Wandel kann sich nicht vollziehen ohne eine innere Bereitschaft von Mitgliedern dieser Gesellschaft zur Veränderung. Erst diese verleiht Individuen die Kraft und Ausdauer, um mit Herausforderungen auf dem Weg zurechtzukommen. Auch politisch ist Wandel ohne solche Bereitschaft nicht gestaltbar, ohne sie würde ein hohes Maß an Kontrolle und ein System zur Sanktionierung von Verweigerung erforderlich. Was also kann Menschen zu solcher Bereitschaft bringen?

Wir argumentieren, dass eine nachhaltige Gesellschaftsentwicklung bei der Veränderung ökonomischer Institutionen und Praktiken ansetzen muss. Dann stellen wir einen theoriegeleitete Ansatz vor, um einen solchen Wandlungsprozess zu unterstützen. Voraussetzungen und Grenzen des beschriebenen Ansatzes werden beschrieben und Vorschläge für die systematische Weiterentwicklung formuliert.

**Schlagwörter:** ökologisches Wirtschaften, gesellschaftliche Transformation, Suffizienz, Wandel ökonomischer Institutionen und Praktiken

**Lizenz / Licence:** Diese Publikation steht unter der Creative-Commons-Lizenz CC-BY-NC-ND 4.0. This manuscript is made available under the CC-BY-NC-ND 4.0 license. [creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0](http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0)



**Herausgeber / Publisher:** Vereinigung für Ökologische Ökonomie e. V., Heidelberg.

c/o: Corinna Vosse, Kaskelstr. 17, 10317 Berlin, Germany. [info@voeoe.de](mailto:info@voeoe.de) · [www.voee.de](http://www.voee.de)

VÖÖ-Diskussionspapiere stellen Forschungsergebnisse und Thesen für eine sozial-ökologische Wirtschaft und Gesellschaft vor. VÖÖ discussion papers present research results and theses for a socio-ecological economy and society.

Über Grenzen des Wachstums im sozial-ökologischen System ist uns vieles bekannt, und zwar seit einiger Zeit. Störungen des Ökosystems Erde durch menschliche Eingriffe sind gut dokumentiert (Rockström et al 2009). Auch zu wahrscheinlichen Folgen für die Zukunft gibt es umfangreiche Studien (UNDP 2007). Diese empirisch fundierten Erkenntnisse bzw. theoriegeleiteten Prognosen werden wissenschaftlich rezipiert und auch öffentlich diskutiert. Über Bedrohungen für menschliches Leben, hervorgerufen durch einen ausbeuterischen Umgang mit dem Ökosystem liegt also gesellschaftliches Wissen vor. Ebenso gibt es Wissen zu systemischen Zusammenhängen, zu Ursache-Wirkungsbeziehungen und zu Reichweiten.

Trotz des Wissens über das Ausmaß der Gefährdung menschlicher Lebensgrundlagen findet ein Wandel in Richtung einer nachhaltigeren Gesellschaftsorganisation nicht statt (Roose 2012: 97). Weiterhin liegt der Verbrauch über dem Regenerationsniveau, weiter kommt es zur Entwertung endlicher Ressourcen wie fossile Energie, Böden, Wasser, Biodiversität, Atmosphäre. Zwar entstehen in der Nische weniger ressourcenaufwendige Konsum-Praktiken, auch wird immer wieder versucht, neu entwickelte technische Lösungen einzuführen, die mit weniger materiellem Verbrauch auskommen oder weniger belastenden Ausstoß verursachen. Jedoch bewirken diese vereinzelt Ansätze bisher keine Senkung des Verbrauchs auf ein global verträgliches Niveau.<sup>1</sup> Vor diesem Hintergrund gehen wir der Frage nach, was zur Verbrauchssenkung beitragen kann. Bezugsraum ist Deutschland, wobei die Argumentation zu Teilen auch auf andere industrialisierte Gesellschaften übertragen werden kann. Nach einem kurzen Problemaufriss in Kapitel 1 wird in Kapitel 2 beschrieben und begründet, warum eine nachhaltige Gesellschaftsentwicklung bei der Umgestaltung ökonomischer Institutionen und Praktiken ansetzen muss. In Kapitel 3 wird ein Ansatz vorgestellt, um einen solchen Wandlungsprozess zu unterstützen. Kapitel 4 behandelt Voraussetzungen und Grenzen des beschriebenen Ansatzes und macht Vorschläge für die systematische Weiterentwicklung.

## 1 Problemaufriss

Wir gehen davon aus, dass gesellschaftlicher Wandel ohne eine innere Bereitschaft von Mitgliedern dieser Gesellschaft zur Veränderung nicht stattfindet. Wir beziehen uns in der Begründung dieser Ausgangsannahme auf systemkritische und transformationstheoretische Ansätze verschiedener Autoren.

Veränderung ist immer auch Anstrengung, denn sie erfordert, dass Entscheidungen revidiert, neue Wege gefunden und geebnet werden (Sommer/Welzer 2014: 177). Erst Bereitschaft für oder sogar Wunsch nach Veränderung verleiht Individuen die Kraft und Ausdauer, um mit Herausforderungen

auf dem Weg zurechtzukommen. Die Wirkmacht etablierter soziotechnischer Systeme kann nur aufgebrochen werden, wenn Menschen bereit sind, sich der Beschweris auszusetzen, die mit dem Übergang in ein anderes System i. d. R. verbunden ist. Zumal wenn dieses andere System wie in diesem Fall nicht individuellen Nutzen zu steigern verspricht, sondern in Bezug auf ein überindividuelles, gesellschaftliches Ziel modelliert ist. Nur wenn sie von einer kritischen Masse gewollt werden, bekommen Angebote, die nach den neuen Paradigmen gestaltet sind, eine Chance sich zu verbreiten, werden in Praktiken überführt und gehen schließlich in nachhaltigere Strukturen über. Und nur dann können nachhaltigere soziotechnische Figurationen entstehen (Welzer 2011: 39).

Damit ist nicht gesagt, dass gesellschaftlicher Wandel in der Verantwortung der einzelnen Menschen liegt. Ohnehin steht eine individuelle Verantwortungsübernahme von einer strukturellen Schwierigkeit. Dem oder der Einzelnen erscheinen die Probleme gleichsam so groß, dass es keine Brücke gibt zwischen dem eigenen Handeln und relevanten Veränderungen. Auch so lässt sich die Diskrepanz zwischen Wissen und Handeln deuten: Sie spiegelt eine Ohnmachtserfahrung. Ist dies so, würde die Diskrepanz verschwinden, wo Menschen ihr Handeln als wirksam und relevant erfahren.

Die politische Gestaltung von Rahmenbedingungen ist unverzichtbar (Linz 2013: 28ff.). Aber ohne individuelle Einsicht in die Notwendigkeit, ohne Zustimmung zur Ausrichtung der Veränderung wird ein hohes Maß an Kontrolle und ein System zur Sanktionierung von Verweigerung erforderlich, was sehr ressourcenaufwendig ist und kaum umsetzbar erscheint. Dass eine Veränderung gesellschaftlich gewünscht ist, stellt in einem demokratischen Politiksystem eine wichtige Voraussetzung dar, damit Wandel politisch möglich wird. Ohne ein positives Signal aus der Gesellschaft können oder müssen politisch Verantwortliche davon ausgehen, dass solcher Wandel von ihren Wähler abgelehnt wird. Aus einer übergeordneten und fachlich begründeten Sicht mag man es als Aufgabe von PolitikerInnen ansehen, auf systemische Krisen mit der Gestaltung von Wandel zu reagieren. Es ist aber nicht überraschend, dass politisch Verantwortliche dies kaum bereit sind, dies um den Preis persönlichen und politischen Scheiterns zu tun. Erschwerend kommt hinzu, dass politische Entscheidungsträger zahlreiche Signale erhalten, den eingeschlagenen Kurs beizubehalten. Denn es gibt mächtige gesellschaftliche Kräfte, die – noch – vom Status Quo profitieren, sonst wäre die Ist-Situation ja nicht stabil.

An dieser Stelle soll keine Transformationstheorie entfaltet, sondern ein von Theorie geleiteter, aber praktischer Zugang zu Veränderung vorgestellt werden. Der vorangestellte Problemrahmen sei noch mal zusammengefasst: Es liegt umfassendes Wissen darüber vor, wie tiefgreifend menschliche Lebensgrundlagen gefährdet sind; dieses Wissen ist gesellschaftlich verfügbar. Trotzdem findet kein spürbarer Wandel statt. Eine Voraussetzung für gesellschaftlichen Wandel ist, dass eine kritische Masse, eine relevante Zahl von Menschen in der Gesellschaft, Interesse an und Bereitschaft für Verän-

<sup>1</sup> Belege für den auch in Deutschland nicht nachhaltigen Umgang mit den genannten Ressourcen bzw. ökologischen Untersystemen in WBGU 2011.

derungen im angestrebten Sinne empfindet, artikuliert und entsprechende Schritte einfordert und mitgeht.

## 2 Handlungsfeld ist die Ökonomie

Wenn diese Überlegungen zutreffen, dann stellt sich als praktische Herausforderung: Wie können viele Menschen für eine nachhaltigere Gesellschaftsentwicklung begeistert werden? So konkret gedacht kommt gleich die nächste, grundsätzliche Frage auf, die dann leicht Praxis blockiert: Wie genau sieht nachhaltige Gesellschaftsentwicklung aus, wo anfangen? Im nächsten Abschnitt geht es darum, einige Überlegungen zu dieser Frage anzustellen. Was ist eindeutig genug, um Menschen zum Tun inspirieren zu können, was komplex genug, um, wenn angewendet, in die angestrebte Richtung zu führen?

Nachhaltige Entwicklung wird hier mit Bezug auf ökologische Nachhaltigkeit verstanden, denn diese ist notwendige Bedingung für die Erhaltung von menschlichen Lebensräumen und somit Voraussetzung für eine sozial gerechtere gesellschaftliche Entwicklung. Der Wandel, von dem hier die Rede ist, beinhaltet demnach im ersten Schritt eine Neuausrichtung der von Menschen vorgenommenen Eingriffe in die Biosphäre. Nachhaltige gesellschaftliche Entwicklung zielt also darauf, die menschliche Inanspruchnahme der Biosphäre so zu gestalten, dass Regenerationsfähigkeiten nicht dauerhaft überschritten werden.<sup>2</sup>

Eingriffe durch Menschen in die Biosphäre finden maßgeblich als Entnahme von Material als Rohstoff statt, als Pflanzung von Monokulturen, als Ausbringen von Umweltgiften. Diese Eingriffe sind Teil ökonomischer Aktivität und vollziehen sich entlang herrschender Paradigmen wirtschaftlichen Handelns. Die erwachsenen wirtschaftlichen Strukturen haben zu den oben angesprochen Problemen geführt, der Destabilisierung von Subsystemen der Biosphäre bis hin zur Gefährdung menschlicher Lebensgrundlagen. Sie haben auch soziale Ungerechtigkeit hervorgebracht. Aber sie haben gleichzeitig, und das macht ihre Wirkmächtigkeit aus, bei der Mehrzahl der Mitglieder unserer Gesellschaft zu einem hohen Lebensstandard geführt, zu einer höchst komfortablen Versorgung mit materiellen Gütern und auf Technik gestützten Dienstleistungen.

Nachhaltige Entwicklung setzt also voraus, Institutionen und Praktiken des Wirtschaftens zu verändern. Mit Institutionen meinen wir Systeme von Werten und Regeln, die Handeln in Gesellschaften strukturieren; unter Praktiken verstehen wir eingeübte Handlungszusammenhänge. Für verschiedene Autoren ist eine Umgestaltung geltender wirtschaftlicher Prinzipien der erste Schritt. Sie kritisieren die Hegemonie von Erwerbsarbeit und Fremdversorgung, die ungebremsten Externalisierung von Umweltkosten, eine fehlende Berücksichtigung von Nachhaltigkeitsprinzipien in der Besteuerung, die Vorherrschaft von Wachstumsdenken

(Paech 2011; Welzer 2011; Altvater 2011). Grundsätzliche Zweifel an und Unzufriedenheiten mit Institutionen, Infrastrukturen und Praktiken des derzeitigen wirtschaftlichen Lebens äußern sich auch außerhalb wissenschaftlicher Diskurse. Viele soziale Initiativen und Bewegungen unserer Zeit widmen sich der Gestaltung von Ökonomie, als Solidarische Ökonomie, Gemeinwohlökonomie, geldlose Ökonomie, Subsistenzwirtschaft. Aus individueller Sicht zeigen sich ebenfalls zahlreiche Defizite herrschender Ökonomie. Teils betreffen sie einen Mangel, an Sinnstiftung, Ganzheitlichkeit, Anerkennung, Vertrauen (Scherhorn 2012; Holzinger 2012). Gleichzeitig wird ein Zuviel festgestellt, an Kontrolle, hierarchischer Machtausübung, Willkür, Verschwendung, Materialismus (Fetscher 1995; Sommer/Welzer 2014).

Solche Unzufriedenheit mit herrschenden ökonomischen Verhältnissen bietet Ansatzpunkte, um kritisches Bewusstsein zu aktivieren und um Interesse an anderen Modellen und Praktiken ökonomischer Organisation zu wecken. Sie verdeutlicht, welche Anforderungen und Bedürfnisse unter den waltenden Umständen offen bleiben. Darin zeichnet sich eine Richtung ab und darin liegt ein mobilisierbares Potential. Klar wird, die gesellschaftliche Organisation von Ökonomie ist Kern des Problems und muss im Mittelpunkt der Gestaltung stehen.

Abstrakt gesprochen gilt es, ökonomische Institutionen und Praktiken zu finden, die die gesellschaftliche Versorgung gewährleisten, den angesprochenen sozialen Anforderungen nachkommen können und die gleichzeitig den Erfordernissen ökologischer Nachhaltigkeit gerecht werden. Konkret stellt sich die Aufgabe, Wertschöpfung, Allokation und Konsum so zu gestalten, dass Ökosysteme nicht weiter zerstört werden und dass für Menschen Versorgung gesichert und sinnhaftes Wirken in ihrem Lebensumfeld möglich ist.

Das bedeutet eine sehr umfassende gesellschaftliche Veränderung, ist eine äußerst komplexe Aufgabe. Auf einen solchen Wandel zielende Bemühungen zeigen sich seit geraumer Zeit in vielzähligen Initiativen, die jedoch kaum an gesellschaftlicher Wirkmacht gewinnen. Das installierte ökonomische Gerüst, das System selbst, bleibt in seinen Grundzügen unangefochten, bleibt stabil. Haltekräfte dieses Gefüges zu analysieren ist hier nicht Gegenstand. An dieser Stelle geht es um Bedingungen der Veränderbarkeit.

Wie oben erläutert gehen wir davon aus, dass gesellschaftlicher Wandel sich nicht vollziehen kann ohne die Bereitschaft einer kritischen Menge von Mitgliedern dieser Gesellschaft zu Veränderungen in die angestrebte Richtung. Ansatzpunkt ist die Weise, in der wir wirtschaften, ist die politische Ökonomie unserer Gesellschaften. Es geht darum, zu einer mit ökologischen Grenzen vereinbaren Wirtschaftsordnung zu finden. Im folgenden Kapitel wird diskutiert, wie solche Bereitschaft individuell unterstützt, gesellschaftlich beschleunigt und verbreitet werden kann.

<sup>2</sup> Ausführlich zu verschiedenen Nachhaltigkeitsdefinitionen vgl. Brand / Jochum: 2000.

### 3 Nachhaltiges Wirtschaften erlebbar machen

Prozesse und Diskurse benötigen räumlich-soziale Strukturen, um sich zu entfalten; bestimmte Erfahrungen macht man nur dort, wo eine geeignete Konstellation dies ermöglicht. Folgend wird das Modell eines Erfahrungsraums entwickelt, in dem *Wirtschaften* als gestaltbare, sozial und ökologisch eingebettete Praxis erlebbar wird und in der *Wirtschaft* als unter Machteinflüssen konstruierter und ideologisch überformter Funktionsbereich von Gesellschaft reflektiert wird.

Das Modell stützt sich auf drei Leitideen für wirtschaftliches Handeln im Nahraum:

1. Suffizienz wird nutzbar gemacht als wertgestütztes ökonomisches Prinzip, das Produktion, Allokation und Konsum strukturiert.
2. Wirtschaften ist vorbehaltlos geöffnet für alle Formen des Beitragens.
3. Möglichkeiten der Eigenproduktion werden ausgelotet und zur Deckung von Bedürfnissen praktisch entwickelt und vertieft.

Folgend wird ausgeführt, wie diese drei Grundprinzipien individuelle Bereitschaft für die Mitgestaltung und Unterstützung nachhaltiger Wirtschaftsweisen hervorbringen und stärken sollen und wie sie erlebbar gemacht werden können. Erst wenn Formen nachhaltigen Wirtschaftens erlebbar werden, können sie sich als soziale Praxis verbreiten, unsere Bilder vom Wirtschaften verändern und schließlich an nachhaltigen Prinzipien orientierte Institutionen die alten ablösen. Das käme einem Wandel der Wirtschaft gleich.

Suffizienz als erste Säule gilt hier als ökonomisches Prinzip, nicht als individuell oder gesellschaftlich organisierter Verzicht.<sup>3</sup> Sie ist ethische Leitidee für die Organisation von Wirtschaftsweisen, die substanzerhaltend funktionieren. Achtsamkeit und Genügsamkeit sind ihre zentralen Werte. Angewendet auf das Wirtschaften rufen sie die Angewiesenheit auf begrenzte, an zeitliche Rhythmen und an Orte gebundene Ressourcen ins Bewusstsein und machen dies als Grundbedingung akzeptierbar. Diese Werte helfen, saisonalen Überfluss zu genießen sowie Regenerationsphasen einzuhalten. So eingebettet sind diese Zeiten nicht Verzicht, sondern Voraussetzung für die zukünftige Versorgung. Im Geiste der Suffizienz liegt der Zweck des Wirtschaftens in der menschlichen Versorgung und im Erhalt der Grundlagen für diese Versorgung. Daraus folgt in vielen ökonomischen Kontexten die Notwendigkeit zu materieller Reduktion. Mit

<sup>3</sup> In der im Nachhaltigkeitsdiskurs geführten Diskussion über Suffizienz werden sehr unterschiedliche Verständnisse des Begriffs vertreten, darunter solche, die einen Verzichtsaspekt betonen, die Reduktion als kennzeichnend benennen, die darunter die Substitution von Formen der Bedürfnisdeckung verstehen, die Suffizienz mit dem richtigen Maß oder mit Vereinfachung im Lebensstil gleichsetzen. Deutlich wird, dass der Begriff politisch sehr unterschiedlich aufgeladen wird. Dies zu analysieren steht unseres Wissens noch aus.

diesem Verständnis betonen wir die gesellschaftliche gegenüber der individuellen Dimension und verstehen Suffizienz nicht als einen Strategiebaustein neben Konsistenz und Effizienz, sondern als Basis einer zukunftsfähigen Ökonomie.

Regionalisierung, Subsistenz, Reduzieren, Teilen und Vereinfachen sind Praktiken, in denen sich suffizientes Wirtschaften realisiert. Effizienz und Konsistenz als technische Strategien sind notwendig, aber nicht hinreichend. Ökologische Entlastungen durch Effizienz werden bisher durch Mehrkonsum und Verlagerung egalisiert. Materielles Wachstum bleibt ungebrochen, Verteilungungerechtigkeiten und ökologische Schädigungen bestehen fort. Konsistenz ist als Prinzip sehr überzeugend. Bisher lässt sich die Verträglichkeit von anthropogenen Stoff- und Energieströmen mit den Strömen natürlicher Herkunft aber nicht auf dem Niveau unserer Veredelungswünsche erreichen. Konsistenz kann sich auch nicht auf das Endprodukt beschränken; ein kompostierbares T-Shirt macht noch keine ökologisch verträgliche Textilindustrie. Und Verteilungsfragen sind damit noch nicht einmal angesprochen. Solange Konsistenz nicht für alle Versorgungsbereiche und Produktionsschritte erreicht ist, bleibt Suffizienz als ethische Dimension wirtschaftlichen Handelns ein gangbarer Weg aus der Wachstumsfalle (Fehr 2015: 152f).

Die Idee der Suffizienz kann in der materiellen Ausstattung einer gebauten Umgebung, eines sozialen Raums erlebbar gemacht werden. Instandsetzung und Wartung von baulicher Substanz sollen für NutzerInnen und Gäste erlernbar und zugänglich sein, also nicht auf proprietäre Technik angewiesen sein. Eingesetzt wird das, was da ist, lokal verfügbare Materialien wie Lehm, Stroh und Naturstein, aber auch Bauteile aus leerfallenden Häusern der Umgebung und Materialüberschüsse. Der Einsatz von Gebrauchtmaterial und gebrauchten Einrichtungsgegenständen erfordert einen anderen Planungs- und Gestaltungsansatz als im marktlichen Wirtschaften, wo Arbeitsproduktivität vor Materialeffizienz geht und negative Externalitäten Teil betrieblichen Kalküls sind. Im Umgang mit gebrauchten Materialien werden Bauvorhaben nicht theoretisch im Hinblick auf die Umsetzung durchgeplant, sondern es wird zunächst das Ziel, die gewünschte Funktionalität möglichst genau definiert. Im zweiten Schritt wird geprüft, welche bereits vorhandenen oder häufig anfallenden Materialien für diesen Zweck adaptiert werden können. Technische Lösungen zu finden, die die Einbindung dieser Materialien möglich machen und Gestaltungen zu entwickeln, die solche Lösungen ansprechend machen, sind ein wichtiger Lernprozess. Erst wo solche Kompetenzen individuell entwickelt und gesellschaftlich verbreitet sind, können suffizientere Formen des Umgangs mit Ressourcen greifen.

Suffizienz beinhaltet auch die sozial vermittelte Ablösung von energie- und ressourcenaufwendigen Formen ökonomischer Aktivität. Wechselwirkungen aus industriellen Produktionsprozessen und ästhetischer Prägung haben dazu geführt, dass bestimmte Erscheinungsbilder durchgesetzt sind und Abweichungen schwer akzeptiert werden. Das führt dazu,

dass weniger aufwendige Verfahren nicht nachgefragt werden, sich am Markt nicht etablieren können und darum unverhältnismäßig teuer sind.<sup>4</sup> Der Umsetzung von Konsistenzstrategien sind nicht nur wie oben angesprochen technische Grenzen gesetzt. Kreislaufbasierte Systeme, die Ressourcen dauerhaft erhalten, erfordern eine teils weitgehende Umgestaltung von Versorgungssystemen und damit soziale Akzeptanz. NutzerInnen entsprechend gestalteter Umgebungen können erleben, welche Prozesse mit der Kreislaufführung von Stoffen verbunden sind und wann diese anfallen. Die Verknüpfung mit Zeitabläufen sensibilisiert für die Funktionsweise von Ökosystemen, die nicht auf Knopfdruck Outputs generieren. Sie sensibilisiert auch dafür, dass Schädigungen sich erst zeitverzögert zeigen, weil Ökosysteme zunächst über eine hohe Absorptionsfähigkeit gegenüber Störungen verfügen. Dieser Zusammenhang begünstigt Übernutzung.

Die soziale Einbettung wirtschaftlicher Praxis ist die zweite Säule in diesem Konzept. Was menschliche Gemeinschaften für ein gutes Leben halten und wie sie dafür sorgen, vollzieht sich unter sehr unterschiedlichen Bedingungen und in unterschiedlicher Weise. Sichtbar und verbreitet ist der Austausch von Waren und Leistungen mittels Geld, an mehr oder weniger anonymisierten Märkten. Geld als gesellschaftlich akzeptiertes Tauschmittel setzt enorme Wertschöpfungspotentiale frei und ist die Basis einer differenzierten arbeitsteiligen Ökonomie. Erst wo die Kapitalfunktion dominiert, wird Akkumulation zu einem eigenständigen Motiv und Geld wird zum Wachstumstreiber. Gleichzeitig hat diese starke Wirkung von Geld dazu beigetragen, dass andere, nicht monetäre und nicht reziproke Formen des Austausches in den Hintergrund getreten sind. Außerhalb von Familien und wertgetragenen Gemeinschaften werden sie wenig genutzt; sie sind kaum sichtbar als Option in der wirtschaftlichen Gestaltung.

Menschen tauschen nicht nur Güter und Dienste, sondern teilen auch Begeisterung, Motivation, Sex, Wissen, Zärtlichkeit und anderes, was fraglos zu einem guten Leben gehört. In der Gestaltung solchen Austausch spielt Geld seltener eine Rolle. Hier ist nicht der Platz, um der Frage nachzugehen, welche Beiträge zum guten Leben warum geldlich vermittelt sind. Wichtig für die aufgeworfene Frage nach ökologisch verträglicher Gestaltbarkeit von Wirtschaft ist, im Blick zu haben, dass die heute so dominant wirkenden Formen nicht alternativlos sind.

Die Abhängigkeit monetärer Beziehungen von vormodernen sozialen Formen hat vor mehr als einem Jahrhundert Ferdinand Tönnies in seinem Buch „Gemeinschaft und Gesellschaft“ begrifflich und historisch aufarbeitet (Tönnies 1979 [zuerst 1887]). Er hatte noch Anschauung davon, wie sehr das Auseinandertreten von Mitteln und Zwecken, die

damit einhergehende Rationalisierung wirtschaftlichen Verkehrs, wie auch die Entwicklung ökonomisch kalkulierender Individuen auf Umgangsformen und Vertrauensbeziehungen beruht, die aus dem modernen System selbst nicht entstehen können. Die Anthropologin Annette Weiner hat die Fokussierung von Reziprozität in der Betrachtung von Austausch grundsätzlich hinterfragt. Sie ziehe mechanistische Modelle der Beschreibung und Analyse von menschlichem Austausch nach sich (Weiner 1980). Auch wenn Reziprozität unterschiedlich definiert wird, weit wie bei Durkheim oder eng wie bei Simmel, so unterliegt in jedem Falle die Vorstellung, dass Menschen per se nach einem Ausgleich streben, nach Konstanz. Dagegen spricht, dass unser Umgang mit natürlichen Ressourcen alles andere als ausgleichend ist. Reziprozitätsstreben setzt erst bei den Gütern ein, ist Teil der sozial gestalteten Wirtschaft. Als Prinzip ist es verknüpft mit Knappheit, soll ihr vorbeugen. Knappheit ihrerseits ist kein natürlicher Zustand, sondern entsteht aus Nachfrage, die das Angebot übersteigt. Diese beiden Faktoren, Angebot und Nachfrage, sind in besonderem Maße Gegenstand wirtschaftlicher Einflussnahme. Wolfgang Hoeschele beschreibt, wie im Rahmen der herrschenden politischen Ökonomie Knappheit generiert wird, insbesondere durch systematische Steigerung der Nachfrage und durch Kontrolle des Zugangs zum Angebot (Hoeschele 2008).

Reziprozität erscheint so gesehen nicht als Grundstruktur menschlichen Austauschs, sondern als spezifische Logik des Wirtschaftens, die den Blick verkürzt auf die unmittelbar involvierten Individuen und die Reaktion ist auf eine empfundene Bedrohung, den Mangel. Mit Weiner kommt ein anderes Framing von Austausch in den Blick, die Reproduktivität. So gesehen steht beim Austausch im Vordergrund, welche Gebrauchswerte daraus entstehen, und nicht, wie Werte im Austausch vergleichbar werden.

Wenn Beitragen und Teilhaben nur einer sozialen Reziprozitätserwartung unterliegen, gehen andere Möglichkeiten der Wertschöpfung und Verteilung verloren. Die institutionelle Dominanz des geldbasierten Tausches als Zuspitzung des Gebots der Reziprozität hat zum Verlust von wichtigen sozialen Fähigkeiten und Haltungen wie Vertrauen und Verbundenheit, von Großzügigkeit und Demut, von Selbstverpflichtung und Verpflichtung geführt. Mit diesen Verlusten geht sowohl individuell wie auch gesellschaftlich eine Einengung des sozialökonomischen Möglichkeitsraums einher. Überfluss einfach anzueignen erscheint unter dem herrschenden Paradigma als ein unplanbares soziales Risiko, es könnte ja jemand eine Rückforderung stellen. Aus dem selben Grund ist Überfluss zu verteilen schwer möglich: Wer würde ihn annehmen? Soziale Errungenschaften können sich kaum verbreiten, weil Ansprüche der Eignerschaft dies hemmen. Der Reichtum an Formen der Kooperation, der Koordination und des Austauschs, die Einhegung von Märkten und Geld in sozialen Strukturen, all dies fällt aus der Wahrnehmung, wo geldbasierter Tausch die dominante Form wirtschaftlicher Koordination ist. Und gerät damit auch als aus dem Blick als Potential für gesellschaftliche Gestaltung.

<sup>4</sup> Ein Beispiel dafür sind lackierte Holzfenster. Diese müssen regelmäßig an- bzw. abgeschliffen und gestrichen werden; wird dies versäumt, sind sie bald verwittert. Geölte Fenster hingegen müssen nur nachgeölt werden. Sie sind jedoch schwer erhältlich, da Produktionsabläufe darauf eingestellt sind, weiß lackierte Fenster herzustellen.

Die dominante ökonomische Strukturierung kann also dazu führen, dass vorhandene Ressourcen nicht in Wert gesetzt werden, weil eng geführte Reziprozitätserwartungen dem im Weg stehen. Umgekehrt ist Menschen die Teilhabe an verfügbaren Ressourcen verwehrt, wenn sie keinen monetären Gegenwert einbringen können. Um diese Dynamik in einem ersten Schritt ins Bewusstsein zu bringen, gilt es, Orte für vorbehaltlose Teilhabe zu schaffen, einer Teilhabe also, die keine Reziprozitätserwartungen einschließt. Ihr Aufbau und ihre Existenz tragen sich aus Ressourcen, die eingebracht werden ohne damit Verwertungsansprüche zu verbinden. Die Nutzung dieser Orte ist nicht an feste Konditionen geknüpft – NutzerInnen entscheiden selbst, was sie zum Erhalt beitragen wollen.<sup>5</sup>

Ein so gestalteter Raum ermöglicht seltene Erfahrungen: Ich trage zur Erzeugung gemeinschaftlicher Gebrauchswerte bei. Ich erwäge, wie ich Wert bemesse, ohne zur Einordnung auf ein Preisschild zu schauen. Ich vertraue, dass alle Beteiligten das gemeinschaftliche Gut achten. Und ich nehme an einem Aushandlungsprozess zur Gestaltung geeigneter Regeln und zur Verbreitung entsprechender Werte teil, die all dies strukturieren. Beitragen zu können setzt voraus, dass ich mir den Aufwand der Bereitstellung klar mache. Werte zu bemessen erfordert, Bedürfnisse zu reflektieren. Vertrauen erfordert Involviertheit. Und die wohl wichtigste Erfahrung ist die gemeinsame Suche nach und konsequente Umsetzung von geeigneten Regeln der Bewirtschaftung des gemeinsam Genutzten.

Wirtschaften wird hier nicht nur über einen abstrakten Markt koordiniert, sondern erscheint gleichzeitig als das was es auch ist: eine gestaltbare Praxis. Solche Praxis übrigens macht Gerechtigkeit gesellschaftlich verhandelbar. Die Aushandlung von Regeln der Bewirtschaftung kann auch als Commoning beschrieben werden. Alles ‚Nutzen statt besitzen‘ scheitert, wenn wirtschaftende Individuen keine Vereinbarungen treffen und einhalten können, die die erzielbaren Vorteile für alle Beteiligten realisierbar machen. Erst dann wird dieses Prinzip auch in der Praxis zur besseren Wahl.

Die dritte Säule betrifft die Organisation unserer Versorgung. Im bestehenden Versorgungsregime industrialisierter Gesellschaften sind die allermeisten Mitglieder fremdversorgt, und zwar in allen Bereichen ihrer Reproduktion. Der – vermeintlichen<sup>6</sup> – Vielfalt der Waren steht eine Einschränkung der Handlungsmöglichkeiten gegenüber. Es fehlen die einfachsten Produktionsressourcen in den meisten Haushalten. Wissen und Fertigkeiten gehen verloren, wo sie nicht mehr abgerufen und weitergegeben werden. Beiträge zur Eigenversorgung sind so meist gar nicht mehr möglich, auch wo sie gleichwertige Ergebnisse bei geringerem Ressourcen-

einsatz hervorbringen, z. B. weil ohne Transportwege.

Es geht bei der Frage nach Möglichkeiten zur Wiederaufneigen von Techniken der Eigenversorgung nicht darum, ländliches Leben zu romantisieren oder die Vorteile der Arbeitsteilung abzusprechen. Worum es geht ist einzugestehen, dass Regionalwirtschaft nicht stattfinden kann, wenn eine Gemeinschaft nicht in der Lage ist, lokal vorhandene Ressourcen in Wert zu setzen. Die Dominanz der industriell organisierten Fremdversorgung schwächt nicht nur zukünftige Voraussetzungen für ökologisches Wirtschaften. Sie trägt jetzt schon dazu bei, dass eingeführte regionale Erzeugnisse von Märkten verschwinden, denn industrielle Produktion – „economies of scale“ ohne konsequente Einpreisung von negativen Externalitäten – bringt Markt- und Preisstrukturen hervor, die für den Vertrieb regionaler Erzeugnisse nicht geeignet sind. Diskursiv eingebettete, exemplarische Erfahrungen mit Praktiken der Eigenversorgung sensibilisieren für diese im Lichte nachhaltigen Wirtschaften negativen Ergebnisse herrschender ökonomischer Organisation und bringen Ansätze für nachhaltigere Versorgungssysteme ans Licht. Sie sind ein erster Schritt in der Wiederaneignung von benötigtem Wissen, Fertigkeiten und Haltungen.

Erfahrbar werden diese Zusammenhänge an Orten, die Ausstattung und Anlässe für Eigenproduktion bieten. Mit Handwerkzeugen und einfachen Maschinen bestückte Werkstätten erlauben, die Bearbeitung von verschiedenen Materialien zu erlernen. Auch Wartung und Reparatur von Geräten fallen an und tragen zu Wissen und Erfahrung bei. Beete, die bestellt und gepflegt werden müssen, Erträge, die geerntet und verarbeitet werden müssen, all dies bietet Möglichkeiten, regionale Lebensmittel kennen und nutzen zu lernen. Erzeugnisse für die eigene Versorgung herzustellen, sensibilisiert für den damit verbundenen Ressourceneinsatz (Vosse 2011). Denn wenn man etwas selber herstellt, setzt man die eigene Zeit und die eigene Kraft ein.

Industrielle Fertigungsprozesse für große Mengen basieren auf mit fossiler Energie betriebenen Maschinen. Diese funktionieren scheinbar entkoppelt von zeitlichen Abläufen, sie nutzen die gespeicherte Energie von Jahrtausenden. Und sie tragen dadurch enorm zur Beschleunigung des Ressourcendurchsatzes bei, was schließlich die Probleme herbeiführt, um die es hier geht: Raubbau, Verschwendung, Vermüllung. Erfahrungen mit Eigenproduktion als Basis zur Stärkung regionaler Wertschöpfung greifen auch in diese Dynamik ein, denn Eigenproduktion benötigt individuelle Zeit, die dann nicht mehr für zusätzlichen Konsum zur Verfügung steht.<sup>7</sup> Die so eingesetzte Lebenszeit ist unmittelbar in Wert gesetzt, das Ergebnis ein Versorgungsbeitrag, und zwar materiell und psychisch. Eigenproduktion ist auch Ermächtigung und Befähigung und somit Quelle von Stolz und Anerkennung.

Das hegemoniale Energieregime hat zu einer hohen Abhängigkeit von fossilen Ressourcen für die Verrichtung von

<sup>5</sup> Vipassana-Meditationszentren in Europa, Asien und Nordamerika realisieren dieses Prinzip auf eine sehr konsequente und beeindruckende Weise.

<sup>6</sup> Vermeintlich, weil es viele Varianten des selben Produkts gibt, aber kaum Unterscheidung: Im Supermarkt finde ich 50 Schokoladenprodukte, aber oft nicht eine einzige fair gehandelte Schokolade.

<sup>7</sup> Ausführlich zu Zusammenhängen von Zeitnutzung und Konsum Paech 2011.

Arbeit geführt. Diese eingleisige Entwicklung hat die Resilienz, die Widerstandsfähigkeit gesellschaftlicher Systeme gegen äußere Einflüsse erheblich geschwächt. Für Menschen bedeutet diese systemische Abhängigkeit von energiebasierter Technik eine starke Einschränkung der Möglichkeiten, ihre Arbeitskraft in Wert zu setzen. Körperliche Arbeit steht in der herrschenden Kostenstruktur in einer sehr ungünstigen Preisrelation zur Maschinenarbeit (Grahl / Kümmel 2009). Unter der Bedingung knapper Materialressourcen und ungenutzter Arbeitskraft sind dies völlig falsche wirtschaftliche Anreize, sie führen weg von nachhaltigem Handeln. Auch lässt die Omnipräsenz energiebasierter Technik körperliche Fertigkeiten verkümmern. Das zeigt sich am mit fossiler Energie auf Kleinstflächen betriebene Rasenmäher ebenso wie an der Präferenz der Rolltreppe über das Treppensteigen. Wer kann heute noch gewandt eine Sense handhaben oder ohne Schnaufen in den vierten Stock laufen?

Erst wenn mir körperliche Fertigkeiten und einfache technische Mittel zur Verrichtung von Arbeit zur Verfügung stehen, kann ich ein angemessenes Mittel für einen gegebenen Aufwand wählen, z. B. das Fahrrad als Fortbewegungsmittel zum Brötchen holen. Diese Wahl zu haben ist eine Voraussetzung, um achtsam leben zu *können*. Gemeint ist hier also die Erweiterung von individueller Handlungssouveränität und damit gesellschaftlicher Gestaltungsräume, nicht die Errichtung eines Zwangsregimes körperlicher Ertüchtigung. Aus der Perspektive ökologischer Nachhaltigkeit sind Formen der Eigenversorgung anzuwenden, wo sie bei vergleichbarem Versorgungsbeitrag materiellen Verbrauch reduzieren helfen.

Auf Basis dieser drei Prinzipien herrschende ökonomische Bilder und Praktiken zu irritieren und ökologisch tragfähige Alternativen zu erproben, ist das wesentliche Ziel hinter dem beschriebenen Ansatz. An nach diesem Konzept gestalteten Orten sollen Erfahrungen möglich sein, die regionalbasierte Wertschöpfung und achtsame Nutzung machbar und wünschenswert erscheinen lassen und die eine kreislaufgeführte Nutzung von lokal verfügbaren Ressourcen praktisch werden lassen. Nicht die Wahl aus vorgefertigten Lern- oder Erlebnisangeboten ist hier Programm, sondern eine reflektierte Idee von Suffizienz bietet Raum zum Nachdenken über eigenes Handeln und gesellschaftliche Wirkungen. Eine Gelegenheitsstruktur lädt NutzerInnen ein, sich unter dem Motto ‚Nutzen, was da ist‘ in die Reproduktion ebenso wie in die Gestaltung von Versorgung einzubringen. Individuelle Erkenntnisse, Erfahrungen und Fertigkeiten bieten im Weiteren eine Grundlage, um nachhaltigere ökonomische Praktiken zu verbreiten, geeignete Strukturen zu gestalten und schließlich auch Einfluss auf der Ebene von Institutionen zu nehmen.

#### 4 Voraussetzungen und Grenzen des Ansatzes

Im Hinblick auf das eingangs angesprochene Problem unserer zerstörerischen ökonomischen Struktur und Praxis haben

wir argumentiert, dass der erforderliche gesellschaftliche Wandel die Bereitschaft hinreichend vieler Gesellschaftsmitglieder zu so gerichteter Veränderung voraussetzt. Weiterhin ist begründet worden, warum ökonomische Institutionen und Praktiken im Mittelpunkt der Veränderung stehen sollten. Davon ausgehend haben wir ein Modell für die Gestaltung von Erfahrungsräumen vorgestellt, um entlang dieser Linien einen auf ökologische Nachhaltigkeit gerichteten sozialen Wandlungsprozess zu befördern. Adressiert werden mit diesem Ansatz Menschen als Produzenten und Träger gesellschaftlicher Wirklichkeit. Klar ist, dass ein jeder Handlungsansatz seine Voraussetzungen und seine Grenzen hat. Darum geht es in diesem abschließenden Kapitel.

Jegliche sozialräumliche Gelegenheitsstruktur ist darauf angewiesen, auf Resonanz zu stoßen, von Menschen angenommen und genutzt zu werden. Darin liegt eine zentrale Herausforderung für alle Veränderungsansätze, die auf freiwilliger Mitwirkung beruhen. Im hier skizzierten Modell für Erfahrungsräume ökologischen Wirtschaftens prägen sperrige Inhalt in ebenso sperriger Form den sozialen Austausch. Suffizienz als Ideal liegt quer zu durchgesetzten Bildern vom Guten Leben, die eng mit materiellem Verbrauch verknüpft sind. Beiträge zur Selbstversorgung unter Einsatz körperlicher Arbeit zu leisten, erscheint als absurde Vorstellung in einer Welt mit hoch automatisierter und globalisierter Produktion. Nichtmonetären Austausch auch außerhalb des sozialen Nahraums zuzulassen, erscheint als Einfallstor für Konflikt in Zeiten, in denen fast aller Wert monetär geordnet wird.

Wie können also Menschen entgegen aller Wahrscheinlichkeit für ökonomische Erfahrungsexperimente gewonnen werden? Das ist eine zentrale Schwierigkeit beim Versuch, die beschriebenen Ansätze wirksam werden zu lassen. Praktisch stellt sich immer wieder die Herausforderung, ob, an welcher Stelle und wie weit Normalitätsvorstellungen antizipiert und berücksichtigt werden müssen, um überhaupt Menschen zu erreichen, die nicht ohnehin schon mit den betreffenden Problemen vertraut und auf der Suche nach Lösungswegen sind. Für konkrete Orte wird sich immer auch die Frage nach räumlicher Erreichbarkeit stellen: Eine Verortung solcher Erfahrungsräume außerhalb von Ballungszentren ist praktische Voraussetzung, um den Ansatz vorbehaltloser Teilhabe zu verfolgen, denn nur hier können Verwertungsmechanismen umgangen werden, die die Bodenpreise hochtreiben. Solche Abgelegenheit mag sich als förderlich erweisen für konzentrierte Erfahrungen, sie wirft jedoch immer wieder ökologische Herausforderungen im Transport von Menschen und Gütern auf.

Der Reichweite des hier beschriebenen Ansatzes sind also relative Grenzen gesetzt, die in der räumlichen Nähe bzw. Entfernung zu potentiellen NutzerInnen liegen und die von der sozialkulturellen Anschlussfähigkeit an Inhalte und Form so gestalteter Orte abhängen. Eine weitere Grenze ist systematischer Natur. Nicht unmittelbar angesprochen sind gesellschaftliche Institutionen und Infrastrukturen, und damit normative und materielle Voraussetzungen und Rahmen-

bedingungen individuellen Handelns. Ohne Zweifel ist es unverzichtbar, dass soziale Verhaltensnormen, Verfassungsrecht, Planungsrecht, Bauordnung, Steuergesetze, ordnungspolitische Leitlinien und andere Institutionalisierungen auf eine nachhaltige Entwicklung hin ausgerichtet werden und diesen Wandlungsprozess stützen und steuern. Solche Reichweite haben die Erfahrungsräume vorerst nicht, hier wird es in einem nächsten Transformationsschritt um politisch und institutionell vermittelte Gestaltungsansätze gehen müssen.

Diese höchst komplexen politisch-gesellschaftlichen Prozesse institutionellen Wandels sind sehr langsam. Insofern ist es sinnvoll und notwendig, da anzusetzen, wo Veränderung jetzt möglich ist, bei einzelnen Gesellschaftsmitgliedern. Menschen sind Träger ökonomischer Praxis. So lange etwa die Einpreisung von Transportkosten nicht durch einen ordnungspolitischen Rahmen erreicht oder auch nur konsequent angestrebt wird, kann ich selbst Transporte verringern und z. B. Produkte aus dem Nahraum nutzen oder sogar produzieren und eine regionale Versorgungslücke schließen. Individuelles Handeln an ökologischer Nachhaltigkeit auszurichten bedeutet in keiner Weise, dass politische Steuerung überflüssig ist. Das Gegenteil ist der Fall, ohne entsprechende Rahmgebung kann wirtschaftlicher Wandel nicht gelingen.

Auch aus der Notwendigkeit für politische Gestaltung stellt sich bei genauerer Betrachtung die dringende Aufgabe, Begeisterung bei konkreten Menschen für eine nachhaltige Gesellschaftsentwicklung zu wecken. Denn Institutionen, also gesellschaftliche Werte- und Regelsysteme, werden von Menschen geformt und verändert, wenn sie es wollen und sich dazu ermächtigen. Sie tun dies in professionalisierten Kontexten, als Träger sozialer Rollen und als Teil von größeren Akteurskonstellationen. Und darauf zielt das beschriebene Modell: Zerstörerische wirtschaftliche Institutionen und Praktiken als gestaltbar zu erkennen und Interesse an ihrer Gestaltung zu entfachen. Denn ohne den Wunsch von Menschen nach Veränderung werden sich gewiss auch keine Strukturen verändern. Auf Basis oben genannter Prinzipien einen sozialen Erfahrungs- und Betätigungsraum für nachhaltigeres Wirtschaften zu schaffen, ist insofern auch ein Beitrag zur Repolitisierung von Ökonomie. Und das erscheint uns als wichtiger Schritt, um die Normen und Regeln des Wirtschaftens, wie sie sich in unserer Gesellschaft verfestigt haben, als gestaltungsbedürftig *und* als gestaltungsfähig wahrzunehmen. Um das zu wollen, muss unser Wünschen sich wieder auf gesellschaftliche Strukturen beziehen, nicht nur auf Waren (Erdheim 2015).

## Referenzen:

- Altwater, Elmar (2011): Das Ende des Kapitalismus wie wir ihn kennen. Eine radikale Kapitalismuskritik. Münster.
- Brand, Karl-Werner & Jochum, Georg (2000): Der Deutsche Diskurs zu Nachhaltiger Entwicklung. MPS-Texte 1/2000. München.
- Erdheim, Martin (2015): Der Konsumwunsch erwächst aus den kapitalistischen Arbeitsbedingungen. In: WOZ – Die Wochenzeitung. Nr. 21/2015.
- Fehr, Ernst (2015): Altruistische Sanktionen und die Schaffung öffentlicher Güter. In: Singer, Tania & Ricard, Matthieu: Mitgefühl in der Wirtschaft. Ein bahnbrechender Forschungsbericht. München. S. 143–153.
- Fetscher, Iring (1995): Was brauchen Menschen, um glücklich zu sein? In: Steffen, Dagmar: Welche Dinge braucht der Mensch? Hintergründe, Folgen und Perspektiven der heutigen Alltagskultur. Gießen. S. 157–160.
- Grahl, Jürgen & Kümmel, Reiner (2009): Das Loch im Fass. Energiesklaven, Arbeitsplätze und die Milderung des Wachstumszwangs. In: Wissenschaft & Umwelt Interdisziplinär: Gibt es gangbare Wege zur nachhaltigen Wirtschaft? Nr. 13/2009. S. 195–212.
- Hoeschele, Wolfgang (2008): Research agenda for a green economics of abundance. In: International Journal of Green Economics. Vol. 2, No. 1, 2008. S. 29–42.
- Holzinger, Hans (2012): Neuer Wohlstand. Leben und Wirtschaften auf einem begrenzten Planeten. Salzburg.
- Linz, Manfred (2013): Ohne sie reicht es nicht. Zur Notwendigkeit von Suffizienz. In: Politische Ökologie. Bd. 135, Dezember. S. 24–32.
- Paech, Niko (2011): Adiós Konsumwohlstand: Vom Desaster der Nachhaltigkeitskommunikation und den Möglichkeiten der Suffizienz. In: Heidbrink, Ludger et al: Die Verantwortung des Konsumenten. Frankfurt/New York. S. 285–304.
- Rockström, Johan et al (2009): A safe operating space for humanity. In: Nature. Vol. 461. S. 472–475.
- Roose, Jochen (2012): Wollen die Deutschen das Klima retten? Mobilisierung, Einstellungen und Handlungen zum Klimaschutz. In: Forschungsjournal Soziale Bewegungen, Jg. 25, Heft 2. S. 89–100.
- Scherhorn, Gerhard (2012): Wertschätzung der Lebensarbeit. In: Woynowski et.al.: Wirtschaft ohne Wachstum?! Notwendigkeit und Ansätze einer Wachstumswende. Freiburg. S. 201–210.
- Sommer, Bernd & Welzer, Harald (2014): Transformationsdesign – Wege in eine zukunftsfähige Moderne. München.
- Tönnies, Ferdinand (1979): Gemeinschaft und Gesellschaft. Darmstadt [zuerst 1887].
- UNDP – United Nations Development Programme (2007): Human Development Report 2007/2008. Fighting Climate Change: Human Solidarity in a Divided World. New York.
- Vosse, Corinna (2011): Werterfahrungen beim Selbermachen. Wie Eigenproduktion nachhaltigen Konsum befördert. Graz.
- WBGU - Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (2011): Welt im Wandel – Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation. Berlin.
- Weiner, Annette B. (1980): Reproduction: A Replacement for Reciprocity. In: American Ethnologist. Vol. 7, No. 1, S. 71–85.
- Welzer, Harald (2011): Mentale Infrastrukturen. Wie das Wachstum in die Welt und in die Seelen kam. Berlin.